

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 35 (1931-1932)
Heft: 21

Artikel: Felsberg am 1. August
Autor: Graber, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671639>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sein, aus dem das Herz sein inbrünstiges Gebet emporsendet zu Gott: „Herr, erhalte mir die Heimat!“

Ach! immer schwingt in diesem Gebet bei den Herzen, die es ausstoßen, der heimliche Schrei

nach Geborgenheit, nach einem, wenn auch noch so kleinen beschützten Glück, immer ist der heiße Wunsch nach einem behüteten Frieden am eigenen Herde darin enthalten!

Johanna Siebel.

Felsberg am 1. August.

Von A. Graber.

Auf der Pörtlilücke im hintersten Eglital lagern wir. Es ist warm. Die Luft flimmert über fernen Bergen, und der Himmel wölbt sich stahlblau über uns. Ein 1. August, wie er sein soll. Und hier in diesem abgelegenen Winkel der so schönen Urner Alpen sind wir sogar allein. Über uns türmt sich der kühne Felsgipfel des Egliruchens auf, unser Wunsch für den heutigen Tag. Wir begucken ihn eingehend. In mächtigen Türmen stürmt der Südgrat von uns her zur Spitze. Mehr Chance bietet der nördliche Kamm.

Nach kurzer Überlegung beschließen wir auf den versfirnten Gipfel der Zwächten zu steigen und von dorthier den Nordgrat in Angriff zu nehmen. Wir stampfen über Geröll und monotone Schneefelder aufwärts und erreichen nach einer Stunde schon den höchsten Punkt. Die Wanderung bis hierher ist vielleicht nicht interessant, aber der Blick auf den eleganten Bristenstock (der von der Nähe so ganz anders ausschaut, als wenn man ihn von der Axenstrasse sieht). Massig steht das Felsgebilde des Sonnegwichel im Süden. Gegen Westen stürzen steile Täler zur Tiefe, tief unten sehen wir Bäche, Wiesen und grüne Wälder, dazu ein paar Dörfchen. Wie wundervoll, so hoch über all dem zu schweben!

Doch zu lange dürfen wir hier nicht träumen, zu nahe und zu lockend über dem Grat erhebt sich der dunkle Felssturm des Ruchen. Wir wandern an rutschigen Schneefämmen entlang, und gerne tauschen wir diesen trügerischen Firn mit dem festen, sicheren Stein. Zu beiden Seiten stürzt der Grat in schwer gangbare Wände ab, er selbst jedoch bleibt zunächst leicht, aber er zeigt uns überragende phantastische Felsgebilde. So erklimmen wir den Vorgipfel des Ruchen, der vom Hauptturm durch eine recht tiefe Scharte getrennt ist. Merkwürdig, wie plötzlich Nebel auftauchen und uns umhüllen, hie und da scheint es, als ob wir losgelöst von der Welt in einem andern Raume schweben würden, die Nebel hüllen die Tiefe ein, und nur der Grat und wir

scheinen eine Welt für uns, die mit der andern nichts Gemeinsames mehr besitzt.

Eine lange Zeit lagern wir zögernd auf dem Vorgipfel, die Stunde ist angefüllt von einem köstlichen Höhenglück, und andererseits doch auch voll von der Spannung des Kommenden. Wie ist wohl diese Hauptzinne, die so scharf in den Luftraum einschneidet?

Wir klettern in die Scharte ab. Der Grat, schon fast zur Wand geworden, nimmt unsere ungeteilte Aufmerksamkeit in Anspruch, denn er ist fast senkrecht. Aber die Griffe sind zuverlässig. Einer nach dem andern turnt über die lustigen Stufen. Unverzüglich machen wir uns dann an die Ersteigung des Gipfels. Erst ist sie leicht. So gelangen wir mühelos, als wir es erhofften, unter die enormen Felsklöße der Spitze. Hier öffnet sich nach rechts ein Band, das einem Pfade täuschend ähnlich sieht und sich gut gangbar hinzieht bis zu einer Ecke, wo die Gipfelwand vorspringt und etwas überhängt und unter uns die Plattenwände ziemlich unangenehm steil abschließen. Hier müssen wir uns zum Kriechen entschließen. Dann können wir uns wieder aufrichten, und der letzte Anstieg ist ein herrliches Turnen über die festgefügtten Quadersteine des Gipfelblocks.

Das Gefühl, auf diesem abseitigen einsamen Gipfel zu stehen und dazu an einem solchen Tage, erfüllt uns ganz. Das ist unsere Art für die Heimat zu feiern auf dem harten Fels der Berge. Es ist hoher Mittag geworden, und wir werden hier rasten, solange wir nur können. Hie und da umhüllt uns ein leichter Nebel, hie und da liegen alle Berge in weiter Runde frei vor uns da. Nun ist der Berg erstürmt, der Wunsch hat Ruhe, und der Wagemut schweigt. Umso größer aber wird jene Stille in und um uns. Denn das größte, was die Berge geben können, ist ihr Friede.

Endlich müssen wir wieder abwärts. Die Blicke gleiten nochmals über die Platten und Türme hinaus und hinab in die Tiefe, dann klettern wir durchs Seil verbunden wieder in

die Scharte zurück. Hier wenden wir uns kurz entschlossen in das tiefeingerissene Couloir, das sich gegen die Pörtlilücke herunterzieht. Es ist zum Teil noch mit Schnee angefüllt und erlaubt einige rasche Glissaden.

Der Weg zur Eglühütte zurück wird zu beschaulichem Bummel. Im einsamen Spiellausee spiegelt sich der finstere Sonnig Wichel mit seinen Graten und abschüssigen Wänden. Auch er, der uns schon einmal einen ganzen Tag lang in seinen Wänden genarrt und irregeführt hatte, ist von uns erobert worden.

Allum verglüht feierlich der gesegnete Tag. Durch die Stille rauscht der Bergbach zu Tal. Auf den Gipfeln liegt müde und verträumt ein rosazarter, letzter Hauch des geschwundenen Tages. Er verheißt uns tröstlich neue Wärme und neues Licht für den Morgen, der kommen wird. So ist es ein frohes Bergluten vor der Nacht, die einen großen Frieden über alle Dinge breitet und ihnen die Ruhe schenkt nach den Kämpfen des Tages. Bald stehen die Firne dunkel gegen den schwachgelben Himmel, starr und lichterloschen.

Bei der kleinen Eglühütte machen wir nur eine kurze Rast, wir nehmen Abschied vom Hüttenwart, der uns ein lieber Freund ist. Mit der kommenden Nacht wandern wir den gewundenen Pfad abwärts durch das Eglital. Bei mancher Alphütte tauschen wir einen vertrauten Gruß mit einem Sennen, der gemütlich vor der Hütte sein Pfeifchen raucht. Der Bach geht mit uns, sein Rauschen schwillt an, und sein Wanderlied begleitet uns getreulich. Die Lannen stehen wie schwarze Schatten zu beiden Seiten des Weges, die Nacht in ihrem Bereiche ist noch dunkler, geheimnisvoller und tiefer als die der Wiesen. Dann sehen wir einen Feuerschein und noch einen, irgendwo hoch oben: Feuer der Heimat.

Es ist fast Mitternacht, als wir im kleinen Dörfchen Bristen eintreffen. Wir suchen ein bescheidenes Obdach und freuen uns auf die kurze, wohlverdiente Ruhe. Aber nur bis morgen früh. Morgen werden wir weiterwandern, neuen Zielen, neuen Fels- und Eisbergen der Heimat entgegen.

Kraft.

Weichheit ist gut an ihrem Ort,
Aber sie ist kein Lösungswort,
Kein Schild, keine Klinge und kein Griff;
Kein Panzer, kein Steuer für dein Schiff.
Du ruderst mit ihr vergebens.
Kraft ist die Parole des Lebens:
Kraft im Zuge des Strebens,

Kraft im Wagen,
Kraft im Schlagen,
Kraft im Behagen,
Kraft im Entlagen,
Kraft im Ertragen,
Kraft bei des Bruders Not und Leid
Im stillen Werke der Menschlichkeit.

Friedrich Theodor Vischer.

Aus dem Bauernleben.

Von Gottlieb Binder.

Ich denke hauptsächlich an das Bauernleben der 1870er und 1880er Jahre, also an eine Zeit, wo der Ackermann weder den Dampfpflug noch die Sämaschine kannte. Gemächlich zogen damals die Ochsen und Pferde den alt-herkömmlichen Pflug durchs aufdampfende braune Erdreich, und der Bauer legte die Hand an den Pflug, ohne zu hasten und zu jagen. Es war noch Poesie bei der Sache — eine Heimgeliebtheit, deren sich die Dorfbewohner gar nicht bewußt waren. Die Stille der Felder — der weitgedehnten goldenen Halmenfelder ward kaum je ernstlich gestört. Feierlich war es je-weilen besonders im Herbst, wenn ungezählte Säeleute den Samen ins frischgepflügte Erd-

reich streuten, gemessenen Schrittes! Das Säen vertrug kein ungleiches Schreiten, keine Hast, aber auch keine Gedankenlosigkeit, sonst gab es strichweise, ungleichmäßige Saat. „Bemeßt den Schritt, bemeßt den Schwung!“ sagt C. F. Meyer. Das Säen von Hand bildete einen Prüfstein für den Bauern. Mancher lernte es zeitlebens nicht!

Wer die Säeleute, die gesammelt, fast andächtig ihrem Werke oblagen, mit rechtem Auge betrachtete, in dessen Seele regte sich die Ehrfurcht. Ist doch der Säemann, der das Brot für die Menschen, oder wie C. F. Meyer sagt, das Brot des lieben Gottes austreut, ein Gehülfe Gottes — neben ihm wandelt gleichsam der Schöpfer!